

Kapitel XI
RIEDENHEIM: HEIMAT DER SCHOTTS

von
Rosina Burkart Raymond

Alle Rechte liegen beim Autor
. Copyright angemeldet. 1988

Würde ich sie dieses Mal finden, und wenn ja, wie würden sie sein? Was war ihre Philosophie, ihre Lebensweise? Wie sahen sie aus? Und würden sie mich akzeptieren? Oder würde ich wieder nur teilweise zufrieden in die USA zurückkehren, wie drei Jahre zuvor, als ich nach langer Suche zwar den Ort, aber nicht die Menschen fand?

Diese und andere Fragen schossen mir durch den Kopf wie Spreu im Wind, als wir mit Cousin Reimund am Steuer seines kleinen, benzinsparenden Volkswagens über die bayerische Autobahn brausten .

Es war eine Wiederholung. Reimunds Mutter Frieda, mit der ich den gemeinsamen Urgroßvater Sebastian Burkart hatte, würde wieder mitkommen und bei der Suche und beim Übersetzen helfen.

Wir fuhren dieselbe Strecke wie zuvor. Die dreißig Kilometer von Dettelbach fuhren wir vorbei an Weinbergen, die sich wie Flickenteppiche über das hügelige Gelände erstreckten. Vorbei an Marienbildern und mehreren kleinen Kapellen am Wegesrand. Durch die ummauerten und mit Türmen versehenen Städte Sommerhausen , Ochsenfurt und Gelchsheim . Ihre bogenförmigen Tore bildeten den Eingang, und ihre spätgotischen Rathäuser dominierten die Szenerie.

Genau wie drei Jahre zuvor. Damals waren wir einer Spur gefolgt, die ich 1964 auf meiner ersten genealogischen Europareise gefunden hatte. Mein damals neu gefundener Cousin Armin Burkard hatte mir erzählt, dass er einen Schott in Riedenheim kenne. Dank dieser Information war ich endlich dazu gekommen, dieser winzigen Spur auf meiner Suche nach den Schotts – den Wurzeln meiner Großmutter väterlicherseits – nachzugehen.

Wir waren zum Pfarrhaus neben der Kirche gefahren. Reimund war mit dem Volkswagen eine kleine, gepflasterte Seitenstraße entlanggefahren und hatte im Schatten geparkt. Als Frieda und ich ausstiegen, sagte er: „Lasst euch Zeit, Mutter und Tante, ich kann etwas lesen, während ihr weg seid.“ Er würde nur der Chauffeur sein.

Das Geräusch unserer Schuhe auf dem Kopfsteinpflaster störte die Ruhe der Stadt, als wir den leicht ansteigenden Fußweg der Hauptstraße hinaufgingen. Vorbei an Fachwerk- und Stuckhäusern, deren rot-rosa Geranien jeden Ort akzentuierten, bis wir das Pfarrhaus erreichten.

Als wir an der Tür klingelten, erschien eine Frau mittleren Alters und ließ uns ein. Wir erklärten uns, wer wir seien und dass wir den Pfarrer sprechen möchten. Sie stellte sich als Haushälterin, Fräulein Memmel, vor. Ja, Pfarrer Kuchenbrot sei da, und sie würde uns gerne zu ihm in sein Arbeitszimmer führen.

Der Pfarrer hatte uns herzlich mit dem traditionellen „Grüß Gott“ begrüßt und uns gebeten, Platz zu nehmen, während wir uns vorstellten und ihn kurz über unsere Mission informierten.

„Wohnen noch Schotts in Riedenheim?“, fragte ich hoffnungsvoll. Es gebe tatsächlich Schotts hier, und zwar schon seit mehreren Generationen, hatte er geantwortet. Hocherfreut

fragte ich, ob wir uns bitte die Kirchenbücher ansehen und vielleicht feststellen könnten, dass Urgroßvater Andreas aus Riedenheim stammte. Oder es ausschließen. Pfarrer Kuchenbrot hatte mir entgegenkommend die großen Archivbücher aus seinem Aktenschrank geholt und auf den großen runden Tisch in seinem Wohn- und Arbeitszimmer gelegt.

Wir warteten gespannt. Frieda mit Bleistift in der Hand. Ich mit Tonbandgerät. Wir würden eine Zweiwegeaufzeichnung haben, versicherten wir uns.

Als der Priester die deutschen handgeschriebenen Hauptbücher durchblätterte, stieß er auf mehrere Einträge zu Schott. „Hier ist ein Sohn von Kaspar Schott, namens Andreas, geboren am 27. September 1822“, sagte er schließlich.

„Das ist er, das ist er!“, rief ich aufgeregt. Die Daten stimmten mit meinen Aufzeichnungen überein, und das war tatsächlich der Andreas Schott, den ich suchte.

Während der Pfarrer gesucht und gelesen hatte, zeichneten Frieda und ich die direkte Linie bis ins Jahr 1701 auf. Und auch die Geschwister von Andreas .

Ich hatte mit Interesse zur Kenntnis genommen, dass Andreas der dritte Sohn war. Und ich fragte mich, ob er deshalb mit 23 Jahren und unverheiratet nach Amerika gegangen war? War er als Ersterblicher seinem ältesten Bruder verpflichtet, der das gesamte Vermögen erben würde? War er deshalb 1845 mit der Gruppe unter Michael Burkart nach Amerika gekommen? Michael, der Lehrer und Bruder von Matts Großvater Josef? Ich fragte mich, als ich den Pfarrer nach dem Heimatort der Schotts fragte. Gab es ihn noch? Und wenn ja, wo?

Ja, es sei noch da, hatte er uns erzählt. „Hausnummer zwölf.“ Die Schotts wohnten noch dort, aber er wusste nicht viel über sie, weil sie nicht zur Kirche gingen. Aber waren sie Mitglieder? Ich wollte es wissen. „Natürlich“, hatte er geantwortet.

wurde plötzlich klar , dass sie automatisch Mitglieder waren, da ein Prozentsatz ihrer Steuern automatisch an die Kirche ging. Zumindest schien es so.

Ich habe den Pfarrer nicht weiter nach dem Grund für Schotts Abwesenheit gefragt, sondern ihn gebeten, uns etwas über die Gemeinde zu erzählen.

„Klar“, hatte er geantwortet. Und da er glücklicherweise gerade nicht viel zu tun hatte, würde er uns gerne entgegenkommen. Außerdem kam es nicht oft vor, dass ein Amerikaner, der ein wenig Deutsch sprach, ihr kleines Dorf besuchte und etwas über es und seine Leute erfahren wollte.

Wir hörten aufmerksam zu, als er uns erzählte, dass dieses Dorf mit seinen etwa 600 Einwohnern ursprünglich ein Sumpfgebiet mit Moor, Schilf und Seggengras war. Die frühen Bewohner hatten dieses Sumpfland in die schwarze, fruchtbare Erde verwandelt, die die umliegenden Bauernhöfe bildete. Sie war zu einer Quelle des Reichtums für die Einwohner von Riedenheim geworden.

„Ist die Gemeinde gewachsen und hat sie sich verändert?“, fragte ich, als der Priester kurz innehielt und scheinbar nach weiteren Informationen suchte, die mich interessieren könnten. Ein sanftes Lächeln umspielte seine Mundwinkel, als er sagte: „Einigermaßen, aber gemächlich.“ Das war uns schon aufgefallen, als wir die Stadt betraten und die äußerst ruhige Atmosphäre bemerkten.

„Als dein Urgroßvater Andreas hier lebte – und das ist jetzt schon über hundert Jahre her –, lebten in Riedenheim knapp zweihundert Menschen“, hatte der Pfarrer weiter erzählt. Ungeduldig wollte ich mehr über die Menschen erfahren, die hier lebten, und unterbrach ihn mit den Worten: „Aber wie hat sich die Gemeinde verändert? Wie groß war sie – und wo?“

„Die Veränderungen? Oh ja – vieles bleibt gleich. Aber natürlich benutzen die Bauern modernere Maschinen, zum Beispiel zum Melken der Kühe und zum Ausgraben der Zuckerrüben. Sie pflügen nicht mehr mit Ochsen.“ Und der Pfarrer lächelte bei diesem Gedanken, als wäre das wirklich mittelalterlich.

„Und wie ist es für die Frauen?“ „Oh, jetzt haben sie es etwas einfacher. Sie haben zum Beispiel Waschmaschinen.“ Und ist Ihnen die kleine Bäckerei, die Bäckerei Roth, im Stadtzentrum aufgefallen?

„Ja, das haben wir“, sagte ich, als Frieda und ich zustimmend nickten, „aber was ist Ihrer Meinung nach gleich geblieben oder zumindest ziemlich gleich geblieben?“

„Oh ja, gleich geblieben – das liegt hauptsächlich an ihrer Lebensweise und Einstellung. Sehen Sie, fast alle der sechshundert Menschen, die hier leben, kennen sich. Und sie kümmern sich wirklich umeinander. Zum Beispiel regnet es sehr stark. Ein Nachbarbauer konnte aus irgendeinem Grund sein trockenes Heu nicht unter Schutzdächer bringen, andere Bauern helfen ihm, es vom Feld hereinzuholen.“ „Oh, das ist furchtbar nett“, warf ich ein, während Frieda der bekannten hilfsbereiten Haltung der bayerischen Kleinstadtbewohner zustimmte.

„Klar – wenn ein Bauer Hilfe braucht, sind immer andere da, um ihm zu helfen, im wahrsten Sinne des Wortes.“ Und der Pfarrer lächelte zufrieden über sein Wortspiel.

„Außerdem stellen sie so sicher, dass für den kommenden Winter genügend Futter für Rinder und Pferde da ist. Es ist so eine Art Philosophie: Was ein Bauer braucht, reicht allen.“

Als er einen Moment innehielt, sich in seinem Stuhl zurücklehnte und seine Finger leicht am Hinterkopf verschränkte, fragte ich: „Und die Frauen?“ Ich musste wissen, wie die Frauen waren. Ihre Aktivitäten, ihre Bedürfnisse, und zwar in dem Maße, wie ein Priester sie kennen konnte.

„Oh ja, die Frauen“, er richtet sich in seinem Stuhl auf. „Also, sie arbeiten auf den Feldern, genau wie die Männer; und in der Scheune. Sie pflegen den Garten und erledigen natürlich die anderen Hausfrauensachen wie Kochen und Backen und Putzen und kümmern sich um die Kinder.“

Die Kinder seien von größter Bedeutung, hatte sein Tonfall angedeutet. „Machen die Frauen mit, wenn die Männer sich gegenseitig helfen?“ „Ja, manchmal helfen manche den Männern beim Kochen. Sie kochen gerne zusammen und tauschen den Klatsch des Tages aus.

„Du weißt ja, wie Frauen sind“, hatte er mit einem Funkeln in den Augen und einem wissenden Lächeln geantwortet.

Ich wusste es nicht, aber ich schwieg, als der Priester fortfuhr: „Die Frauen helfen auch bei Hochzeiten oder Beerdigungen mit – beim Kochen und Servieren. Sie teilen sich gegenseitig Glück, Verlust, Freude und Leid. Sie, wie auch die Männer, genießen den Spaß an Zusammenkünften und Hochzeiten, kleine Geschenke, Musik, Tanz und Gesang. Oh, wie sie singen können! Wissen Sie, wie jede kleine Stadt.“

In diesem Moment hatten die Glocken vom Kirchturm um zwölf Uhr mittags den Angelus eingeläutet. Der Priester erhob sich von seinem Stuhl, bekreuzigte sich, faltete die Hände und sprach mit gesenktem Kopf ein kurzes stilles Gebet. Frieda und ich folgten seinem Beispiel. Genau wie Millets „Angelus“, dachte ich belanglos.

Kurz darauf machten wir uns zum Abschied bereit. Wir bedankten uns beim Pfarrer überschwänglich mit „Danke, vielen Dank, es war wunderbar“ und fragten ihn, was wir ihm für seine Zeit und Hilfe schuldeten.

„Nein, nichts“, sagte er und winkte ab. Doch als wir darauf bestanden, er solle doch etwas mitnehmen, „vielleicht für ein paar Bier?“, lächelte er und sagte: „Nicht für mich, aber ja für die Kirche ...“ Und er nahm die sechs D-Mark, die ich ihm reichte.

Nur noch eines, sagte ich, als der Pfarrer uns die Tür seines Arbeitszimmers öffnete: Könnte er uns bitte sagen, wo das Haus mit der Nummer 12 sei? Das konnte und würde er gerne tun. Nachdem er uns den Weg dorthin erklärt hatte – am Rande des Dorfes gelegen –, schüttelten wir uns die Hände, drückten unsere Dankbarkeit aus, verabschiedeten uns und gingen in die strahlende Julisonne hinaus.

Reimund, der geduldig gewartet hatte, stimmte zu, als wir sagten, es sei Zeit für etwas zu essen. Auf dem Weg in die Stadt fiel uns ein kleines Gasthaus auf und wir waren froh, dass es geöffnet hatte. Hier, im Gasthaus „Zum Hirschen“ hatten wir Mittagsmahlzeit, bestehend aus Suppe, Schweinekoteletts, Gemüse, Kartoffeln und dem allgegenwärtigen Brot. Herrlich dazu ein Glas Bier.

Wir hatten mit Straßenarbeitern gegessen, die pünktlich um zwölf Uhr zum Essen gekommen waren. Sie hatten uns neugierig angesehen und sich offensichtlich gefragt, wer wir waren und was wir um diese Uhrzeit hier machten.

Obwohl wir das Haus Nummer zwölf problemlos finden konnten, waren wir von seiner Größe überrascht. „Ein virtueller Komplex“, sagte ich verwundert.

Frieda und Reimund stimmten dem zu und bemerkten, dass der Ort zwar typischerweise innerhalb des Dorfes liege, die deutschen Bauernhöfe jedoch viel größer seien als die meisten anderen, bei denen das Land außerhalb der Stadt liege und die Scheunen, Tiere und Maschinen innerhalb der Stadt lägen.

Über den schmiedeeisernen Zaun konnten wir zwei Häuser mit den Nummern 10 und 12 erkennen, etwa 15 Meter voneinander entfernt, mit einem rechteckigen Hof dazwischen.

Beide Häuser, nahe der Straße, waren durch einen Zaun und ein großes Eisentor vom Hof getrennt. Das Tor schwang leicht auf, als wir den Riegel öffneten und den Hof betraten. Zu unserer Überraschung standen wir am Ende des Kopfsteinpflasters vor den Scheunen und gegenüber den beiden Häusern vor einem riesigen Misthaufen. „Die Größe des Misthaufens zeugt vom Reichtum eines Bauern, und in diesem Fall müssen die Leute, die hier leben, ziemlich wohlhabend sein“, sagte ich in meinem eingeschränkten Bayrisch.

„Klar“, stimmte Frieda lächelnd zu. Wir achteten vorsichtig auf unsere Schritte und gingen zur nächsten Tür des langen Stuckhauses mit den Spitzenvorhängen. Mit den rot-rosa Blumentöpfen. Mit dem roten Ziegeldach. Ich hatte an die Tür geklopft. Alles war still. Ich hatte noch einmal geklopft. Immer noch kein Antwort .

„Sie sind nicht zu Hause“, hatte Frieda gesagt.

„Ja, ich glaube auch, sie sind nicht da.“ Ich musste zähneknirschend zugeben, dass die Bewohner offenbar nicht zu Hause waren. Als wir uns zum Gehen wandten, kam uns ein älterer Herr aus Haus Nummer 10 entgegen, der bemerkte, dass wir uns offensichtlich fremd waren. Nach einer Begrüßung mit dem traditionellen „Grüß Gott“ erklärten wir, dass wir nach Schotts suchten, von denen wir annahmen, dass sie hier wohnten. „Georg und seine Schwester Rita sind auf dem Feld und ernten Getreide, glaube ich“, sagte er in seinem bayerischen Dialekt. „Und Alois arbeitet an der Straße.“

„Aber wären sie nicht zum Mittagessen da?“, fragte ich. „Nein, sie waren schon zu Hause, haben gegessen und sind wieder weggegangen.“ Er erklärte weiter, dass sie aus irgendeinem Grund heute nicht die übliche zweistündige Mittagspause machten. Wie üblich, erfuhren wir später, als wir zum Einkaufen in die Innenstadt fuhren und feststellten, dass alles geschlossen war.

Da er im Haus Nummer 10 (Teil des ursprünglichen Komplexes) wohnte, hatten wir ihn gefragt, ob er so freundlich wäre, uns etwas über den Ort zu erzählen.

Er wollte und hatte es getan, als wir neben seinem rosenbewachsenen Lattenzaun standen – etwas abseits vom Misthaufen. Während der Fahrt, verloren in Erinnerungen an drei Jahre, fielen mir einige der historischen Fakten ein, die er uns erzählt hatte.

Es scheint, dass vor vielen Jahren, im 18. Jahrhundert, ein gewisser Schott eine Frau namens Norpel heiratete, und so kam der Komplex aus Nummer 10 und 12 zu seinem Namen: Schott- Norpel , Nummer zwölf, wie er heute heißt. Nummer 10 (wo er, der Nachbar, wohnte) wurde zu einem unbestimmten Zeitpunkt verkauft.

Feuer hatte hier verheerende Schäden angerichtet. Da es keine reguläre Feuerlöschrausrüstung gab, brannten die Getreidespeicher 1899 bis auf die Grundmauern nieder. Haus Nummer 10 war beschädigt, wurde aber erst 1930 wieder aufgebaut. Nummer 12 wurde einige Jahre später wiederaufgebaut.

Wie der Nachbar bemerkte, waren von den ursprünglichen Häusern nur noch ein paar der alten Fundamente übrig, und ich hatte ein Foto von den ursprünglichen Steinen und

dem Mörtel gemacht, das ich in die Vergangenheit zurückversetzte und mir Urgroßvater Andreas vorstellte.

Hier war der Grundstein seines Lebens gelegt. Geboren 1822, verbrachte er 23 Jahre seines Lebens an diesem Ort. Als Sohn von Kaspar und Magdalena hatte er hier gespielt, gelacht, geliebt und gearbeitet. Hier wuchs er mit seinen zwei Schwestern und vier Brüdern auf. Hier sagte er „Auf Wiedersehen“, wohl wissend, dass sie sich nicht wiedersehen würden, wenn er aufbrechen würde, um seine Zukunft in Amerika zu gestalten. An diesem Ort...

Ich hatte mir vorgestellt, wie traurig die Familie und insbesondere die Eltern gewesen sein müssen, als Andreas seine Heimat verließ, um auf dem Dreimastschoner „Venice“ in See zu stechen. Abfahrt am 24. Juni 1845.

Dann holte mich Cousine Friedas Stimme in die Gegenwart zurück, als sie sagte: „Es ist Zeit zu gehen, nicht wahr?“. Ja, es war Zeit zu gehen. Widerwillig und etwas deprimiert, weil wir die Leute, die in Haus Nummer zwölf wohnten, nicht angetroffen hatten, verabschiedeten wir uns von dem freundlichen Herrn, bedankten uns, machten ein paar Fotos und schlossen uns Reimund an, der vorbeigekommen war, um uns abzuholen.

„Lass uns in die Innenstadt fahren, uns ein bisschen umsehen und, wenn wir Zeit haben, zum Friedhof“, sagte ich, als wir in Reimunds kleinen Volkswagen stiegen. „Okay, das schaffen wir, wir haben noch genug Zeit.“ Es würde noch genug Zeit sein, hatte die stets freundliche und hilfsbereite Frieda geantwortet.

Reimund hatte das Auto wieder in der Seitenstraße geparkt und las, nachdem er uns abgesetzt hatte. Es gab ein paar kleine Läden, aber alle waren bis 14 Uhr geschlossen. Anscheinend gab es keine Abweichung von dieser Gewohnheit, denn wir hatten jemanden durch das Fenster eines Baumarkts gesehen, versuchten es an der Tür, wurden aber ignoriert.

Die Stille war uns so laut erschienen, dass wir fast beim Klang unserer eigenen Stimmen erschraken. Kaum jemand sonst war auf den spärlich bewaldeten Straßen unterwegs. „Wie eine Geisterstadt“, hatte Frieda lächelnd bemerkt.

Überall wimmelte es von Blumen und religiösen Figuren. Mir war aufgefallen, dass selbst einige der neueren Gebäude kleine Nischen hatten, die als Schreine dienten.

Als wir die leicht ansteigende Kopfsteinpflasterstraße hinaufgingen, kam die Stadtkirche in Sicht. Die weiß verputzte Kirche mit ihrem hohen, kreuzförmigen Turm enthielt Glocken, die den Tod der Stadtbewohner läuteten (ein Glockenschlag für jedes Lebensjahr). Wir riefen zum Gottesdienst und verkündeten das Angelusgebet um 12:00 und 18:00 Uhr.

Das Gebäude war tatsächlich der Mittelpunkt von Riedenheim. „Wollen wir den Friedhof besuchen?“, hatte Frieda fragend gefragt. „Wir würden jetzt zum Friedhof gehen, der sich hinter der Kirche, in der Nähe von Pfarrer Kuchenbrots Wohnhaus, befand“, hatte ich bejahend geantwortet.

Als wir zwischen den blumenbedeckten Gräbern umhergingen, sahen wir ungewöhnlich viele Grabsteine von Schott. Grabsteine mit Vornamen, die ihre Entsprechung in einem anderen Land jenseits des Meeres hatten. Namen wie Appolonia, Matthias, Konrad, Mathilde, Rita. Appolonia war der Name von Matts Mutter (Andreas Tochter). Matthias war der Name meines Vaters Matt. Konrad, allerdings mit „c“ geschrieben, war Matts Sohn. Viele andere Namen, die ich in der Genealogie der Kinder und Enkelkinder von Andreas und seiner Frau Katherina wiedererkannte.

Mir war damals klar geworden, dass die Aufrechterhaltung von Familiennamen Teil der Kultur und des Wertesystems der Schotts war. Ich hatte zwar oft gesagt, dass niemand, der bei klarem Verstand ist, ein Kind Appolonia nennen würde, aber als ich den Namen auf mehreren Familienurkunden sah, verstand ich es.

In der Nähe des Friedhofs befand sich ein kleines, altes, kirchenähnliches Gebäude. Wir versuchten, die Tür zu öffnen, aber sie war geschlossen. Frieda hatte mir erzählt, dass das Gebäude offenbar für Trauerfeiern und zur Unterbringung der Toten vor der Beerdigung genutzt wurde. Wie in ganz Deutschland.

Wie in allen anderen deutschen Dörfern und Städten gab es auch in Riedenheim eine Ehrentafel mit den Namen und Daten der im Ersten und Zweiten Weltkrieg Gefallenen. Hier hatten wir sie auf dem Friedhof gesehen. Eine große Zementtafel trug die Namen von über hundert Männern. Elf von ihnen waren Schotts. Schotts, von denen viele ebenfalls die bekannten Vornamen trugen. Schotts, die in Polen, Russland, Rumänien und La Grois in Frankreich gefallen waren.

Schotts, der einen Cousin Leo hatte, einen Nachkommen von Andreas, der in der landwirtschaftlichen Gegend von New Franken, Wisconsin, lebte, wo Andreas sich niedergelassen hatte und im Kampf auf der anderen Seite gefallen war... Es war, als könnte Frieda meine Gedanken lesen, als sie sagte: „Es ist wirklich traurig – nicht wahr?“ Stimmt, es war in der Tat traurig. Über hundert Namen bei einer aktuellen Bevölkerung von sechshundert!

Wir hatten uns zum Gehen umgedreht, beide in unsere zwiespältigen Gedanken versunken. Wir gesellten uns zu Reimund, der noch immer in seinem geparkten Auto las, und fuhren zurück nach Dettelbach. Wir hatten in Riedenheim tatsächlich die Heimat der Schotts gefunden.

Wenn wir jetzt, drei Jahre später, nur die Leute finden könnten! Die Schotts, die wir kannten, wohnten in der Nummer zwölf. Reimund, Frieda und ich waren an diesem Septembermorgen früh genug von Dettelbach aufgebrochen, sodass wir lange vor der Schließung um zwölf Uhr in Riedenheim ankamen.

Im Dorf herrschte eine gewisse Eintönigkeit. Die gleichen Blumen, wenn auch etwas verblüht. Dieselbe geringe Menschenmenge auf den Straßen. Dieselbe Stille. Wir gingen direkt zu Haus Nummer zwölf. „Ich hoffe doch sehr, dass sie diesmal zu Hause sind!“, sagte

ich zu meinen Cousins. „Mal sehen“, sagte Frieda optimistisch. „Wir werden es bald sehen.“ Ich stimmte nervös zu, als Reimund den Wagen gegenüber dem vertrauten schmiedeeisernen Zaun parkte, der die Häuser Nummer 10 und 12 umschloss.

Auch hier herrschte eine gewisse Gleichförmigkeit. Dieselben Blumen auf den mit Spitzenvorhängen verhängten Fensterbänken. Derselbe große Misthaufen. Dieselbe Stille. Diesmal mussten sie zu Hause sein! Sie mussten den Brief erhalten haben, den ich ihnen vor einer Woche oder länger geschickt hatte. Darin erklärte ich meine Verwandtschaft zu Andreas Schott, der aus Haus Nummer zwölf kam, und meine wahrscheinliche Verwandtschaft zu ihnen.

Wieder klopfte ich an die Tür, genau wie vor drei Jahren. Wieder keine Antwort. Ich wartete ein paar Sekunden. Klopfte dann stärker, bis ich dachte, meine Fingerknöchel würden bluten. Immer noch keine Antwort. Ich wandte mich an Frieda und sagte unglücklich: „Niemand zu Hause.“

„„Nein, offensichtlich sind sie nicht zu Hause“,“ antwortete Frieda einfühlsam. Wir würden in die Stadt fahren und uns erkundigen, waren wir uns alle einig, als Frieda und ich ins Auto stiegen.

Wie vor drei Jahren parkte Reimund wieder in einer Seitenstraße, wartete und las, während seine Mutter und ich zur Hauptstraße gingen und versuchten herauszufinden, wo die Schotts aus der Nummer zwölf um diese Zeit sein könnten.

Unser erster Halt war die Bäckerei Roth. Hier trafen wir Frau Roth, eine gesprächige, freundliche und energische Person. Bevor wir uns richtig vorstellen konnten, sagte sie: „Sie müssen die Leute aus Amerika sein, die die Schotts aus Haus Nummer zwölf heute hier erwarten.“ Überrascht und erfreut sagten wir ja, wir seien es. Immerhin war ich derjenige aus Amerika, und woher wusste sie das? Frau Roth erklärte dann, dass Alois, der jüngste Bewohner von Haus Nummer zwölf und Straßenarbeiter, am Vortag mit Eiern in ihrem Laden gewesen war und ihr ganz aufgeregt von meiner Mitteilung erzählt hatte.

Sein Bruder Georg und seine Schwester Rita seien sofort zu ihrer verwitweten Schwester Franziska gegangen, die im Nachbardorf lebte. Alle seien sehr überrascht (und etwas beunruhigt) gewesen, dass jemand aus Amerika sie suchte.
„Dann kennen Sie sie gut?“, fragte ich. „Niemand kennt sie wirklich gut“, antwortete sie, „sie sind ganz für sich allein ... sie haben nicht einmal ein Telefon.“ Auf meinen überraschten Blick fuhr Frau Roth fort: „Oh, aber sie sind nicht arm. Sie haben viele ...“ Und sie rieb ihre Finger und ihren Daumen aneinander, eine Geste, die das unausgesprochene Wort für Geld bedeutete.

„Wir haben am Haus angehalten, aber niemand war da. Wir fragten uns, ob du uns vielleicht sagen könntest, wo sie um diese Uhrzeit sein könnten“, sagte ich und ignorierte ihre Geste. „Ach ja? Wahrscheinlich waren sie zu Hause, aber sie sind so allein, dass sie einem Fremden nicht die Tür öffnen würden. Sie konnten hinter den Spitzenvorhängen sehen“,

antwortete sie und hob wissend die Brauen. „Weißt du was? Ich gehe mit. Sie kennen mich.“ Und sie nahm ihre weiße Schürze ab, bereit, mit uns zu gehen.

„Vielen Dank“, sagten Frieda und ich fast gleichzeitig.

Ich bin immer wieder überwältigt von der Rücksichtnahme vieler Kleinstädter und Landbewohner. Mir kam der Gedanke, dass dies ein weiteres Beispiel war, als Frau Hoff uns zu Haus Nummer zwölf begleitete. Sie hatte ihre kleine Bäckerei verlassen, um uns gastfreudlich zu empfangen. Fremde in ihrer Gemeinde.

Als wir den Komplex betraten, sahen wir einen Mann und eine Frau in der Nähe des Getreidespeichers, gleich hinter dem langen Misthaufen. Der Mann trug typische Bauernkleidung: ein kariertes Kurzarmhemd, eine schmutzige Hose und eine Schirmmütze und schien Mitte oder Ende fünfzig zu sein. Die etwas jüngere Frau trug eine ebenfalls schmutzige Schürze mit Mustermuster über einem rosa geblümten Hauskleid. Ein im Nacken gebundener Schal bedeckte ihren Kopf, sodass nur ein wenig von ihrem rotblonden Haar auf der Stirn hervorschaute.

Wir blieben zurück, während Frau Roth auf sie zuging und erklärte, wer wir waren. Während sie uns fragend ansahen, bedeutete sie uns, näher zu kommen. Als wir näher kamen, fiel mir ihre große Ähnlichkeit mit einigen meiner amerikanischen Verwandten auf. Gleicher rotblondes Haar, grünlich-blaue Augen, rosa Haut. Und der Mann hatte einen sandroten Bart. Wie Matt!

„Grüß Gott“, grüßten wir. Sie lächelten zurückhaltend und erwiderten den Gruß. Frau Roth, die sofort wieder zu ihrer Bäckerei musste, verabschiedete sich, während wir uns überschwänglich bedankten und hinzufügten, dass wir sie später wiedersehen würden.

„Wir haben nie gehört, dass ein Schott 1845 nach Amerika ging“, sagte der Mann, der sich als Georg vorgestellt hatte, in einem starken bayerischen Dialekt. „Niemand hat das je gesagt, bis wir Ihren Brief bekamen, in dem Sie schrieben, Ihr Urgroßvater und unserer seien Brüder gewesen. Das ist unglaublich.“

Seine Worte und sein Tonfall ließen darauf schließen, dass es unglaublich war und dass er es nicht glaubte. Die Frau, die sich als Rita bezeichnete, stand ruhig daneben und sagte wenig.

Als ich ihnen meinen mitgebrachten Stammbaum zeigte, aus dem hervorging, dass Andreas mein Urgroßvater und vermutlich ein Bruder ihres Urgroßvaters Johann war, und nach dem Namen ihres Großvaters fragte (um meine Angaben zu überprüfen), sagte Georg: „Ja, ich weiß es nicht.“ Außerdem hatten sie sich nie dafür interessiert. Sie waren sich aber absolut sicher, dass sie keine Verwandten hatten, die nach Amerika ausgewandert waren.

Da sie den Namen ihres Urgroßvaters nicht kannten, konnten sie uns vielleicht den ihres Großvaters nennen. „Georg Michael“, meldete sich Georg freiwillig. Aber er kannte ihn nie, denn er fiel 1917 im Krieg. Und er selbst war erst vierzehn Jahre alt, als sein Vater starb,

und er hatte nie jemanden über Vorfahren sprechen hören, jedenfalls nicht über solche, die nach Amerika gingen.

George betrachtete das Diagramm weiterhin skeptisch, während ich ihm die Funktionsweise erklärte und auf die verschiedenen Daten hinwies. Immer und immer wieder.

Ich bemerkte, wie sehr Rita meiner Cousine Louisa in Amerika ähnelte, die, wie ich, ihre Cousins vierten Grades wäre. Daraufhin wurde Rita etwas taufrischer und schaute mit ihrem Bruder auf das Blatt. Als ich nach dem Namen ihrer Großmutter fragte, antwortete sie: „Veronica.“

Es war offensichtlich, dass es ohne weitere Beweise kein Ende gab, also sagte ich: „Sie können zum Haus des Pfarrers gehen und selbst nachsehen, es steht alles in den Kirchenbüchern.“ Ich hatte die Worte kaum ausgesprochen, als sich Friedas Blick mit meinem traf und sie mir mitteilte, was der Pfarrer uns vor drei Jahren gesagt hatte. Sein Tonfall war genervt, als er sagte: „Sie gehen nicht in die Kirche.“ Wir wussten beide, dass sie nicht zum Haus des Pfarrers gehen würden.

„Wir gehen zum Pfarrer und kommen später wieder“, sagte Frieda und drängte mich zum Gehen.

Georg und Rita nickten zustimmend, als wir zum Haus des Priesters gingen, versicherten uns, dass wir zurückkehren würden.

Frau Memmel begrüßte uns wie alte Freunde mit „Grüß Gott“ und „Wie geht es uns?“ – die üblichen Höflichkeitsfloskeln. Entschuldigung, Pfarrer Kuchenbrot sei verreist und würde erst in einer Woche zurückkommen. Als wir enttäuscht aussahen und bemerkten, dass wir nur ein paar Stunden in Riedenheim hätten, bat sie uns herein und fragte, ob sie uns vielleicht helfen könne. Das konnte sie sicherlich. Als wir erklärten, dass wir die Leute im Haus Nummer zwölf – die Schotts – getroffen hatten, dass sie nicht glaubten, Verwandte in Amerika zu haben, dass sie weitere Beweise bräuchten, nickte Frau Memmel lächelnd und sagte: „Das passt.“ Dann ging sie ins Arbeitszimmer des Pfarrers im oberen Stockwerk, holte die Bücher mit den in deutscher Handschrift eingetragenen Geburtsurkunden herunter und legte sie auf den runden Esstisch. Sie und Frieda studierten die schwierige Schrift, bis sie schließlich auf den Eintrag von Georg Michael stießen, der zeigte, dass er der Sohn von Johann war.

Frieda kopierte die Daten und war zufrieden, dass dies zusammen mit den Informationen, die wir meinen neu gefundenen genealogischen Cousins bereits gezeigt hatten, ausreichen sollte.

Nachdem wir uns bei Miss Memmel bedankt und auf Wiedersehen gesagt hatten, kehrten wir zum Schott-Hof zurück. Hier erlebten wir die größte Überraschung unseres Lebens. Während unserer Abwesenheit hatte Rita einen alten Grabstein hervorgeholt und ans Haus gelehnt. Auf dem schmalen Grabstein, etwa 60 cm mal 30 cm, waren die Lebensdaten von Georg Michael eingraviert.

Offenbar war der Friedhof renoviert worden, und die älteren Gräber wurden für die neuen vorbereitet, wie es in vielen europäischen Gemeinden üblich ist, um die begrenzte Fläche zu erhalten. Und mit dem Ziel, den Friedhof zu verschönern. Wie froh war ich, den „alten“ Friedhof drei Jahre zuvor gesehen zu haben! Während jeder, der verwandt war oder den alten Grabstein haben wollte, ihn haben konnte, hatten die Schotts den ihres Großvaters.

Als wir Georg und Rita die Daten zeigten, die wir gerade kopiert hatten, verstanden sie sofort, was los war. Wir stellten Vergleiche an. Eine perfekte Übereinstimmung! Schließlich sagte Georg: „Das ist unglaublich!“ Unglaublich, aber wahr, klang sein Tonfall. Ein breites Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus, als er „unglaublich“ wiederholte. Das Staunen in seiner Stimme war wunderbar zu hören, als wäre etwas wirklich Großes in ihr Leben getreten, wirklich Unerwartetes.

Rita lächelte schüchtern. So ähnlich wie Cousine Louisa in Amerika. Und ich dachte tief berührt: Genetik kennt tatsächlich keine Zeit und keinen Ort ... Für ein paar Sekunden wanderten meine Gedanken zurück zu Matt, dessen Familie mütterlicherseits von hier stammte, dessen rotblonder Schnurrbart und Bart Georg so sehr ähnelten. Dessen Name, Matthias, stammte von hier ...

„Ich muss dir noch etwas zeigen“, sagte Rita. „Ich gehe ins Haus und hole es.“ Wir warteten gespannt. Bald kam sie mit zwei gerahmten Bildern zurück. Eines von der ursprünglichen Hausnummer 10, das andere von der Nummer 12. Ich konnte meine Aufregung kaum zurückhalten, als ich diese alten Bilder sah – Bilder von den Orten, von denen uns die Nachbarin vor drei Jahren erzählt hatte.

Obwohl Nummer 10 1930 wiederaufgebaut wurde, ähnelte das Gebäude dem heutigen, mit einigen Abweichungen, wie beispielsweise einem einzigen statt zwei kleinen Fenstern im Giebel. Die allgemeine Architektur unterschied sich kaum. Dasselbe galt für Nummer 12.

Ich wusste, dass die Deutschen dazu neigten, ihre Gebäude nach Kriegsschäden oder - zerstörungen im gleichen Stil wiederaufzubauen. Doch hier gab es Hinweise darauf, dass manche dies auch taten, wenn sie durch Feuer oder den Zahn der Zeit zerstört wurden.

Als ich fragte, wer Haus Nummer zwölf gebaut hatte, zeigte Georg auf die Gedenktafel an einer der Scheunen und las die Inschrift: Johann Michael Schott, 1859. Sein Urgroßvater. Die Gedenktafel hing schon seit Jahren dort, aber anscheinend wusste bisher niemand von ihrer Verwandtschaft oder hatte sich keine Gedanken darüber gemacht.

Georg sagte, er habe gehört, dass hier früher ein sehr altes Haus gestanden habe. Das jetzige (erbaut nach dem Abriss des alten Hauses) wurde durch den Brand, der die Getreidespeicher niederbrannte, schwer beschädigt. Sein Vater hatte es 1937 restauriert, als er (Georg) dreizehn Jahre alt war.

Wie sollte ich an Kopien dieser wertvollen Bilder kommen? Ich kannte diese Leute nicht gut genug, um sie zu bitten, sie mir zum Kopieren zu leihen. Und meine einfache Sofortbildkamera reichte nicht aus.

Nachdem ich Frieda meinen Frust geschildert hatte , sagte sie: „ Reimund hat eine gute Kamera im Auto, er macht die Fotos für dich.“

Zum Glück schien die Sonne hell und bot Reimund die besten Bedingungen, um die Nahaufnahmen im Freien zu machen. Ich hoffe, ich konnte meine innere Unruhe unterdrücken. Wie sich herausstellte, hätte ich mir keine Sorgen machen müssen, denn Frieda schickte mir innerhalb weniger Wochen hervorragende Exemplare nach Amerika.

Es war Zeit zu gehen. Zeit zum Mittagessen. Höchste Zeit für Georg und Rita, die das auch zum Ausdruck gebracht hatten.

Nachdem wir ein paar Fotos gemacht hatten, schüttelten wir uns die Hände, und ich sagte noch einmal, wie sehr sie den Schotts in Amerika ähnelten, wie schön es war, sie kennenzulernen, wie sehr ich hoffte, dass wir uns wiedersehen würden, und wir sagten „Auf Wiedersehen“.

Mein letztes Bild von Georg, als wir den Komplex verließen, war, wie er den Stammbaum studierte, während Rita zusah und sagte: „Es ist unglaublich!“

Haben wir eine neue Dimension in ihr Leben gebracht? Würden sie heute wieder auf die Felder gehen, um Kartoffeln zu holen, mit etwas Neuem zum Nachdenken – oder zum Sprechen? Für Leute, die gesagt hatten, sie hätten sich nie für ihre Vorfahren interessiert, haben sie in den wenigen Stunden nach unserer ersten Begegnung sicherlich einen weiten Weg zurückgelegt. Und ich auch .

Allerdings nicht ganz so, wie ich es mir erhofft hatte. Zwar fand ich die Leute, aber ich konnte nicht hinein. Wir hatten so viel Zeit und Energie darauf verwendet, ihre Skepsis zu überwinden. Wir kamen nie ins Haus. Wir hatten nie " Kaffee trinken " oder eine Flasche Wein austranken, bei der so viel von dem herauskam, was in den Menschen war. Wir sprachen nie über den Krieg, wie ich es mit einigen meiner Cousins in Europa getan hatte. Ich habe nie erfahren, konnte nur vermuten, dass Georg und wahrscheinlich auch sein Bruder Alois in diesem Krieg waren.

Waren sie beschäftigt, wie einige meiner anderen Verwandten in Deutschland und Frankreich? Dienten die Brüder die üblichen zehn Jahre in der deutschen Armee? Wenn ja, war das der Grund, warum sie nicht heirateten, als sie auf einen heruntergekommenen Bauernhof zurückkehrten, um sich um ihre verwitwete Mutter und Schwester zu kümmern?

War die größere Zahl an Frauen und die geringere Zahl an Männern nach dem Krieg Ritas Grund, allein zu bleiben? Oder einer der Gründe? Ich konnte nur raten und war traurig. Denn wann und wie sollte ich diese Menschen jemals kennenlernen und erfahren, wie sie im Inneren waren?

Diese Gedanken beschäftigten mich, als wir zum Gasthaus „ Zum Hirschen , denn wir hofften, es könnte noch Mittagessen geben . Tut uns leid, sagte man uns, aber wir seien zu spät für das reguläre Essen. Wir könnten Bratwurst, Brot und Bier haben. „Ja“, sagten wir.

„Wir besuchen Frau Roth doch noch einmal, oder?“, fragte Frieda, um mich daran zu erinnern, dass wir versprochen hatten, noch einmal vorbeizukommen, bevor wir Riedenheim verließen.

„Ja, auf jeden Fall, und wir werden Kuchen kaufen.“ Wir wollten Gebäck für den Rückweg und später für den Kaffee kaufen. Frau Roth hatte ihre Bäckerei kurz vor zwei geöffnet und fragte uns beim Bestellen, wie alles gelaufen sei. Als wir ihr davon erzählten, war sie sehr überrascht über unseren relativen Erfolg. Überraschung, denn „sie waren so zurückhaltend – sie waren nicht so gesellig wie die meisten Leute in Riedenheim. Sie hatten nicht einmal ein Telefon ...“

erneut, nahmen den „Käsekuchen“ und die Torte und machten uns auf den Weg.

Leb wohl, Riedenheim. Würde ich wiederkommen? Es gibt noch so viel zu lernen. So viele unbeantwortete Fragen...

Während Reimund den kleinen Volkswagen fuhr und ein paar Zigaretten rauchte, versuchten Frieda und ich, Antworten zu finden. Auch sie fragte sich, warum von vier Kindern nur eines, die älteste Tochter Franziska, heiratete. Und warum waren sie so ungastlich? So untypisch für die Franken?

Ich stimmte Friedas Beobachtungen und Fragen zu. Wie gut ich das wusste. Denn sie und andere Dettelbach-Verwandte bereiteten mir bei jedem Besuch den roten Teppich. Was ihre Hilfsbereitschaft angeht, war der heutige Tag ein Paradebeispiel.

Andererseits, so vermuteten wir, waren Georg und Rita vielleicht einfach nur schüchtern und überfordert. So etwas war noch nie passiert. Hatte uns Frau Roth nicht erzählt, dass sie, nachdem sie meinen Brief erhalten hatten, die 24 Kilometer zu ihrer Schwester Franziska gefahren waren, um sie zu fragen, was sie tun sollten?

Während wir durch die sanften Hügel und charmanten Kleinstädte fuhren und unterwegs Käsekuchen knabberten, zeigte Frieda uns interessante Orte. Zum Beispiel die St.-Georgs-Kirche. „Hierher bringen am 24. April Bauern aus den umliegenden Gemeinden ihre Pferde, um sie segnen zu lassen“, sagte sie.

Da wurde mir klar, warum so viele Männer in dieser Gegend Georg hießen. Georg war ihr Schutzpatron, genau wie Kilian in Dettelbach. Und genau wie die Auswanderer den Lahmen Kilian in die neue Heimat brachten, brachten die Schotts den winkelförmigen Namen „George“ mit und prägten ihn in alle Geburtsurkunden ein.

Geschwister Schott einfach nicht loswerden und fragten uns, wie das Leben in diesem großen Haus, auf diesem großen Grundstück wohl war, mit so viel zu tun. So viel Arbeit.

„Sie sind an das Land gebunden“, sagte Frieda. „Denken Sie daran, dass der Priester gesagt hat, sie würden nicht in die Kirche gehen. Und alle gesellschaftlichen Aktivitäten drehen sich um die Kirche.“

Ich stimmte zu. Kein öffentlicher Treffpunkt. Kein Kino. Keine Bibliothek. Was gab es da schon im Leben, besonders für Rita, die Anfang fünfzig war. Mit dem Land verbunden, genau wie ihr Bruder Georg.

Haben wir eine neue Dimension, ein neues Interesse geweckt? Ich hoffe es, wenn ich ihre Gesichter sehe und sie sagen höre: „Es ist unglaublich, unglaublich!“ Unglaublich!